

Der Freiheitsdichter der Ukraine.

(Schluß)

Die Humanitätsideale werden Schewtschenkos Ziel — das eben gibt ihm die Rehnlichkeit mit dem deutschen Dichter, der 1859 national gefeiert wurde. Die ukrainische Heimat wird in seiner Dichtung zur lebendigen Verkörperung und Verherrlichung des Begriffs Wahrheit; ihre Freiheit erfüllte, was die Wahrheit forderte. Sein Menschheitsgefühl trankte sich mit dem revolutionären Ideal der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Mit der Tat seines Dichtens trat er für die Armen und Bedrückten auf den Kampfplatz, ein mutiger Verfechter und Verzeiber, der auch im Verdreher den Menschen nicht vergibt. Einst hatte er den Aufstand der Haidamaken, der um 1768 gegen ihre Ausbeuter, die polnische Schlachta besonders, sich erhebenden ukrainischen Bauern und Kosaken, in starken Liedern besungen; jetzt steht seine Dichtung gegen den moskowitzischen Völkerverwüster vor. Ungeheuerlich an schonungsloser Wucht ist sein großes Gedicht „Traum“, das Gericht hält über die Jaren, die mit den Leibern der zur Fron gezwungenen Kosaken die Stämme der Rewa ausfüllen. Ein Gedicht „Huh“ entsteht 1915; darin stehen die Jorneverse:

Rur Unrecht liberal und Anrecht,
Das Volk vertummt, an Dual gewöhnt.
Recht und Wahrheit — Menschenmörder
Schlugen sie in Fanden,
Deinen Ruhm und deinen Willen
Nachten sie zu Schanden!
Menschen ähnen hang in Ketten,
Wer hilft lähn sie brechen?
Wer hilft, eines Stuns und Hergens,
Kämpfen gen die Frechen
Für der Wahrheit Ehngelium,
Für die vielen Blinden?
Gott, o Gott, wird sich denn niemand
Je zur Hilfe finden?

Nicht verzweifelnde Klage war dieser Schrei; als ein Bedruf war er ins Volk gefandt. Schewtschenko wollte es erlösen aus seiner dunkelnden Erstarrung.

Laß mich nur nicht lebend schlafen,
Nicht mein Herz ersterben,
Nicht nicht, gleich 'nem faulen Klops,
Liegen und verderben;
Laß mich mit dem Herzen leben,
Und dich, Gott, nur preisen,
Deine Schöpfung lieb gewinnen,
Menschen Brüder heißen.

Schredlich ist es, zu erliegen
Eines Kerkers Strafen,
Schlummer aber ist's, in Freiheit
Schlafen, nur zu schlafen —
Ach, auf ewig einzuschlafen
Und begraben werden
Spurlos! — gleichviel, ob man lebte
Oder nicht auf Erden...

Als diese aufrüttelnden Strophen geschaffen wurden, Stropfen leidenschaftlicher Ungebuld, hatte Schewtschenko Petersburg verlassen, um auf ukrainischem Boden den erkannten hohen Zielen horguarbeiten. Die Akademie hatte seiner Malkunst die goldene Medaille zuerkannt, ein Grund mehr, daß die Heimat ihn jubelnd empfing. Ahermals sog er ihre segnende Kraft, sein Dichten und sein Kalen der Jahre 1844 bis 1847 zeugt davon. Die Universität zu Kirow gab ihm ihre Professur der bildenden Künste. Natürlich land er dort sofort seinen Wollen im politischen Kampfe. Wort und Bild wurden ihm ganz und gar Waffen für den Kampfe gegen den tyrannischen Volksfeind. Er gehörte der „Brüderchaft des Cyrill und Methodius“ an, die sich also nach den beiden byzantinischen Aposteln benamft hatte, die den Slawen das Christentum gebracht haben. Wie in allen normärzlichen Freiheitsbewegungen wirkte auch in der ukrainischen das religiöse Moment. Der Name jener Brüderchaft deute aber das Programm der Befreiung der Ukraine und aller slawischen Völker vom moskowitzischen Joch. Freiheit und Gleichheit, die Aufhebung der

Leibeigenschaft, eine Bundesrepublik Schwedie den Mitgliedern als Ziel vor. Da griff eines Tages mit jäher Faust der Zarismus ein. Schewtschenko war eben im Begriff, die ihm von Freunden vermittelte Möglichkeit einer Reise nach Italien zu nutzen. Schon auf dem Wege, wurde er an der Grenze des Landes — bei der Ueberfahrt über den Dniester — verhaftet und nach Norden in die Peter-Pauls-Festung geschleppt.

Ein mächtiges Gedicht gegen den Zarismus war die Ursache dieses Schicksals. Der Dichter hatte es einem gräßlichen Freunde gewidmet, der wegen seiner freibeitlichen Bestimmung zum Dienst als gemeiner Soldat in der kaukasischen Armee verdammt worden war, eine Strafe, die nur ein indirekt egefuliertes Todesurteil darstellte, wie denn auch jener Freund seine Ueberlebenshoffnung empfing. Nun fiel das Gedicht den Schergen in die Hände und wer es liest, begreift die schonungslose Wut der Angegriffenen. „Kaufasus“ ist es überschrieben und mit Versen, die wie bei uns Verse von Freiligrath durch Generationen von Revolutionären unzerstörbar weiterleben, setzt es ein:

Käufherall Verge, von Wollen umkoffine,
Mit Jammer besäte, mit Blut übergoßne!
Seit der Urzeit schaffst der Kar dort
Dem Bromelheus Schmerzgen,
Hast ihm täglich an den Rippen,
Hast an seinem Herzen;
Er zerbadis, sein Blut er trinkt es
Niemand doch zugrunde,
Stets wird neu das Herz doch leben,
Lochen troy der Wunde.

Das Gedicht ist eine aus gepfeiftem Blut herborfchretende Abrechnung mit dem zarischen Despotismus. Aus der Seele des Leibeigenen ist es abgelenet. Geißelschläge der Empörung saufen mit reißenden Dornen gegen Entrechtung und Ausbeutung und all' ihre heuchlerische Niedertracht. „Gib' nur und schind, dann kommt Du geschwind ins Paradies samt Weib und Kind!“ ist die heilige Lehre der Gewalttätigen, die ihren sich krümmenden Opfern achselzuckend betauern: „Wir handeln nur nach dem Gesetze“. Und der Dichter reißt ihnen die Maske vom Gesicht: „Nur die Haut an eurem Bruder liebt ihr, nicht die Seele“. Sie spotten, höhnen, schmähen Jesus Christus, den Gottessohn; all ihr Tun ist nichts anderes als das:

Kapellen, Kirchen, Silber, Priester —
Und alles weihrauchduft-erfüllt —
Verbeugungen vor deinem Bild —
Und unaushörlich Wittgeflüster
Um — Diebstahl, Krieg und Mord und Mord!
Nach Bruderblut sie heimlich schreien,
Zum Dank sie dann ein Bild dir weisen,
Gestohlen in des Brandes Blut...

Mit ausgelachten Foltern vergalt der barbarische Feind dieses schneidende Gedicht. Nach drei Monaten Schlüsselburg wurde Schewtschenko in die Kirgisensteppes verbannt und hier sollte er langsam geistig erdroffelt werden. Denn das Verbot erging, er solle weder lesen, noch schreiben, noch malen, noch singen. Militärischer Zwangsdiens war ihm verhängt: als gemeiner Soldat hatte er in einer Strafkompagnie zu kämpfen. Ein Offizier, der des Dichters Qualen begriff, bewirkte, daß er einer militärisch-wissenschaftlichen Expedition an den Uralen als Zeichner beigegeben wurde. Dafür traf den Mitleidigen Strafverlegung, und Schewtschenko wurde weiter in die asiatische Einöde, nach dem Ostgestade des Kaspisees verwiesen. Doch sein dichterischer Lebensatem sich der würgenden Gewalt nicht fügte, ist selbstverständlich. Aber er mußte das heimlich Geschriebene verbergen, und zum Versteckplatz machte er seine Stiefelsöhle. Die Lieder dieser äquidlichen Zeit sind gerettet worden. Verse aus der Schlüsselburg mahnen, an der Heimat festzuhalten; denn so viele vergahen draußen ihr Bestes, so viele verkamen in den fremden Brunstpalästen. Das Ziel sei: „Nur eignen Grund pflügen“; er wolle der Ukraine ihre gesunde eingeborene Volkstraft erhalten. Am Kräfte 1848 gedichtete Strophen klangen un: seine Kinder, seine zarten, seinen Lieber, daß sie nicht in Rauch aufgehen: „meine armen Unglücksfinder in der Wästenöde“; sie sollen „zur Heimat schweben und erzählen, wie's so schwer war, hier für sie zu leben“, diese Lieder, die voll Sehnsucht sind wie Kinder, die der Mutter harren. Einmal bricht in Drost die Klage hervor, daß er wissend gemorden und Gott geflücht, statt dahem sorglos als Hirt hinzuleben und ruhig eines Tages den Tod anzunehmen. Dies Verzagen begreift

man wohl. Die Qual des Exils frah seine Kraft. Und die Qual dauerte zehn Jahre! Erst 1858 gewährte der neue Zar Alexander II. ihm die Heimkehr.

Das Ziel, Schewtschenkos Leben zu zerfördern, hat der Zarismus erreicht. Wenn auch nicht so schnell, wie's seiner Wut genehm gewesen wäre. Schewtschenko starb erst drei Jahre nach der Bequabigung. Wenn der Dichter in dieser kurzen Frist nicht mehr zum Schaffen großer Werke aufstieg, so war doch der Freiheitskämpfer an der Arbeit. Er stürzte sich in die Bewegung gegen die Leibeigenschaft, die der Zarismus notgedrungen fördern mußte. Vielleicht war das der Grund gewesen, des Dichters Exil zu beenden. Jedenfalls rettete es ihn vor neuem Kerkerdrangsal. Denn als er 1859, von einem polnischen Gutsherrn denunziert, verhaftet wurde, ließ man ihn bald wieder frei. Aus dieser Zeit stammen Lieder, die das Leid und den Traum der Leibeigenen mit tiefem Pathos ausströmen. Aus blutendem Herzen quollen zur Zeit der neuen Verhaftung Verse an seine Schwester:

Und ihr — ihr träumt: ein Boot, es schiffte
Durchs Bogenmeer, es kommt heran,
Doch jählings wieder finkt es dann —
„O Bruder du, mein Heil! mein Welter!“
Wir wachen auf aus holdem Wahn:
In Ketten ich, in Fron die Schwester...
Dies unser Los von Jugend an.

In Jiffen lautete die Rechnung seiner Lebenszeit so: 24 Jahre leibeigen, 10 Jahre gefangen, 12 Jahre freier Mensch. Und die Erfüllung wenigstens seiner letzten Hoffnung erlebte er nicht einmal: erst nach seinem Tode — wenige Tage später — wurde die Leibeigenschaft aufgehoben. So erlebte er auch nicht, daß dies Ereignis für die Freiheit seines Landes nichts Entscheidendes bedeutete. Aber sein Werk schlug den Tod. Sein Grab auf einem Hügel bei Kanico am Dnjepr — so wünschte er's im Liebe — ist ein nationaler Wallfahrtsort der Ukraine geworden. Ein echtes Heiligengrab; denn die Bauern glauben, ein Gang dorthin löse Gebrechen heilen. Sie formen die Ehrung des Dichters nach ihrem Sinn. Im Kerne meint ihr religiös bewegtes Gefühl nichts anderes als den sonstigen Volksglauben der Ukraine. Sie feiern in Schewtschenko den Inbegriff ihres höchsten menschlichen Volkens.

Sein drängender Geist, der aus den Tiefen des Volkes herausstieg, wird in allem lebendig empfunden, was sich entfalten will zu befreitem Schaffen. Daher die ungestüme Wucht der vorjährigen Schewtschenko-Feste. Der Jarenhaß allein erklärt sie nicht. Ein solcher Rationaldichter wird lange gelten. Denn er ist vor allem ein Revolutionär. Franz Diederich.

Das Kind.

Von einer Anhöhe herab tobt und flirrt das Gesecht. Die Franzosen krallten sich an ihrer Erde fest, warfen sich heich von Hut und Tränen hinter Hügel und Büsche, stemmten sich in Löchern und Gräben gegen die Deutschen. Diese schritten in breiter Reihe vor, beugten sich im Hugel der französischen Geschosse, sahen links und rechts nach den Kameraden, drangen dann wieder talwärts. Die Reihe hob und senkte sich, lief vorwärts, stand und worf sich ins zerstampfte nasse Gras in rühmischer Gleichmäßigkeit. Als wären es nicht hundert einzelne Menschen, sondern eine Kette mit hundert Gliedern. Eine graue, stählerne Kette.

Bei jedem Anprall wurden Rücken in sie gerissen, sie schlossen sich wieder, und die Kette rasselte und schwang sich weiter über den braungrünen Rajen. Die Gesichter der Soldaten waren vom Staub grau gefärbt wie ihre Uniform, die Hüge hatten die Wut des Kampfes hart gemeißelt. Von Zeit zu Zeit war es, als könne sich die graue Kette nicht mehr erheben. Dann raste das Feuer der Franzosen; es schien als hätten Erde und Himmel stählerne Röhre bekommen, die knirschend und malmed zusammenzufahren, Kleider, Fleisch und Herzen zerriffen. Aus manchem grauen Kleide schoß ein roter Strahl warmen Lebens. Dann stießen die Kameraden der Betroffenen Ruße aus, die sonst bei Menschen nicht zu hören sind, die aus unbefannten Tiefen kommen. Und stürmten weiter.

Die Franzosen waren im Tale auf einer geraden, ebenen Straße angekommen. Die meisten sprangen darüber hinweg und benutzten die Höhe als Deckung. Viele achteten der Jureste ihres Offiziers nicht, sie blieben trotzig wie aus Erz gegossen auf der Straße stehen, als hielten sie es in dieser Stunde für unedel und feig, sich in ihrem Lande, sich vor dem Anlich ihrer Mutter

Stuart ist zurückgekehrt. Einen Tag vor meiner Abreise! Gegen zehn Uhr stürmte er mit einem schweren Stiefel in mein Zimmer, daß verwundert, mich im Bette zu finden. Er vermutete mich bereits seit zwei Stunden bei Baker. Nun, ich hatte ihm bald die nötigen Aufklärungen gegeben, und dann begann er zu erzählen.

Er war die ganze Nacht hindurch gereift und gerade vor einer Stunde in der Stadt angekommen, triumphierend in seinem Glücke, eine Silbergrube, die ihm alle Reichtümer beider Jnden verpricht, gefunden zu haben. Wie er dazu gekommen? — Einfach genug. Von Oaxaca ist er mit Ward zusammen immer weiter nach Süden vorgebrungen, in die alten Silberminendistrikte hinein; ein Dugend verlassener Bergwerke ist da bereits von einigen Amerikanern wieder in Betrieb genommen worden, und die zu neuem Leben ertrockten Gruben mochen sich glänzend bezahl. Zwischen diesen Männern haben sie nun ein paar Monate gelebt, haben sich ein Bild von den geologischen Verhältnissen des Bezirks, von der Lagerung der silbererzhaltigen Schichten machen können, haben festgestellt, daß die Adern sich keilförmig zur Tiefe verdrücken, und in einem engen und tiefen Seitental des Rio Verde den natürlichen Zugangsplatz zu den reichsten Lagern entdeckt. Und als sie beide nun einige Kilometer südlich von dem neuentstandenen Minenlager dieses Tal genauer unterfuchten, fanden sie ein wenig altes Gemäuer und den Eingang zu einem verlassenen Stollen, der fast horizontal in den Berg hineinführt. Natürlich war er im Laufe des halben Jahrhunderts, seitdem die Mine verlassen, fast ganz zugesehtet; aber der Schutt und das Geröll sind rasch genug zu entfernen, wenn ein Dugend Arbeiter erst einmal tüchtig darangeht. Noch mehr: sie haben auf halber Höhe des Berges die Öffnung eines fast senkrechten zur Tiefe hinabführenden Luftschachtes entdeckt, einer Röhre ähnlich, nicht geräumiger als ein gemöhnlicher Schornstein, durch dessen Vorhandensein und Lage sie berechnen konnten, daß der horizontale Stollen mindestens fünfshundert Meter in den Berg getrieben ist, also mitten im Erze angelangt sein muß. Natürlich haben sich beide, Stuart und Ward, sofort das Vorkaufrecht gesichert und sind mit dem Besitzer, einem Pferdehändler in Oaxaca — der das Land lediglich als Schaf- und Gselweide benützt, aber sofort mit instinktiver Schlantheit merkte, worum es sich handelt, und dementsprechend unerschämte Anbrüche stellte — nach langem Feilschen auf einen relativ mäßigen Ankaufspreis einig geworden. Die dreißig Pertinencias, die nach der staatlichen Landeseinteilung jenes Gebiet ausmachen, sollen für vierhundert Besos das Stück in den Besitz von Ward und Stuart übergehen.

Ich fragte den Freund, ob er denn auch ganz sicher sei,

Die Erweckung der Maria Carmen.

Von Ludwig Brinkmann.

Faute de mieux den schönen Sonntagnachmittag mit dem doktrinären Schmidt verbracht.

Er entwickelte mir wiederum seine ökonomischen Theorien: Alles politische Erobern, Erobernwollen ist sinnlos. Ob die Staatsgrenzen eine Ruhhaut oder einen Erdteil umfassen, ist für das Individuum gleichgültig. Auf das wirtschaftliche Erobern kommt es allein an, auf die geschäftliche Ausbeutung fremder Nationen. Diese sollen unsere Waren kaufen, unsere Arbeitskräfte mieten, die entweder ihre Ersparnisse nach Hause schicken oder noch beendigter Arbeitszeit mit ihrem Vermögen zurückkehren, und schließlich uns für ausoeliehene Kapitalien reichlich Zinsen zahlen. Dann blüht das Glück des Einzelnen und damit auch das der Gesamtheit. Alle anderen internationalen Bestrebungen sind Blödsinn. Dagegen sind wir in unseren alten Institutionen verknöchert. Unsere Diplomaten (daß Gott erbarm!) werden nur von höfischen Gesichtspunkten aus erwählt, nur nach höfischen Rücksichten instruiert. Tüchtige Geschäftsleute sollte man von Staats wegen zu anderen Nationen senden, die den individuellen wirtschaftlichen Eroberern die Wege ebnen, und sie mit einem Promille oder einem Zehntel Promille an der Jahlungsbilanz zwischen unserem Volke und dem fremden beteiligen. Dann würden die neue Eroberungsmöglichkeiten für uns ausfindig und im Reichs- und Staatsanzeiger Nischenreffame machen, wenn es in dem Lande, in dem sie akkreditiert sind, noch etwas zu verdienen gibt. Und unseren deutschen Sparern würde die Latsche etwas aufgefüßt und so das Ganze gedeihen.

Ich sagte Schmidt, er habe ganz recht, ich könnte es aber nicht ändern. Worauf er mich hemitleidete.

Das Unerwartete geschieht zuweilen auch.

Ich erhielt heute ein Telegramm aus Pittsburg von der Westinghouse Electric and Manufacturing Company: „Offizieren Ihnen monatlich hundert Dollars. Wann sind Sie abkömmlich?“

Eine Antwort auf ein vor fünf Tagen geschriebenes Stellungsgesuch.

Wenn auch das Angebot nicht gerade glänzend ist, so berheißt es doch so viel, als ich gefordert habe; mehr kann man nicht verlangen. Und da die Leute ein paar Dollars für das Telegramm geopfert haben, ist ihnen sicherlich an mir gelegen.

Obgleich die Rückkehr nach Pittsburg in all seinen Rohlendunst, sein abheuliches, wirres Durcheinander von Goodies und Fabrikshornsteinen, die sich in das enge Tal des Alleghany- und Monongahelafusses einflennen, und in seine straffe Arbeitsdisziplin mir unter dem azurblauen Himmel Mexikos keineswegs verlockend erschien, habe ich doch zugelangt. In vierzehn Tagen werde ich also meine Arbeit in Pittsburg antreten. Schneller abzureisen konnte ich mich aber nicht entschließen. So habe ich noch eine gute Woche für mich in Mexiko; ich möchte noch ein paar kleine Ausflüge machen.

Und dann lebe wohl, Dand meiner Blüenträume. Mit der stolzen Laufbahn des Cortez ist es nichts gewesen. Schade! Wenn der schreibfaule, nachlässige Stuart nur seine Adresse aufgegeben hätte! Soll ich ohne Abschied von ihm scheiden, um ihn vielleicht mein Lebtage nicht mehr wiederzusehen?

Bin glücklich von der Fahrt nach Cuernavaca zurückgekehrt. Wahrlich eine traurige, sentimentale Stunde im Garten Bordas, wo Kaiser Maximilian einst Hof hielt. Auch ihm hatte Mexiko nicht gehalten, was es versprochen. Ich habe lange unter den Mangobäumen gesessen, deren dunkelbelaubte Zweige sich unter der Last der Früchte tief herunterbeugen, um sich in den stillen Wassern des Weihers zu spiegeln, auf dem ein paar einsame Schwäne stumm einherziehen, wie im Traum.

Ein paar hundert Meter von hier erhebt sich von des geschichteten Steinmehnen Hand gemeißelt der Palast des Cortez, der es liebte, sich hier von den Laften und Drangsalen eines unergleichlichen Geldlebens zu erholen. Beneidenswerter, dem es vergönnt war, für den großen Willen das große Werk zu finden, um das Große an sich zu vollenden!

Eine verführerische, traumatische Nacht im Garten Bordas, des Minengruben, der vor Jahrhunderten aus dem Ertrage seiner Silbergruben sich dieses Paradies geschaffen! Bin ich denn gar so untüchtig, daß mir nichts gelingen will, wo allen anderen doch der große Erfolg geworden? So große Erfolge, daß sie fast wie Märchen klingen, die Geschichte der Gruben Lajos de Baños, Conde de Valenciana, Marqués de Ragoas, der Minen von Sombereite und all der anderen, aus denen ein Strom von Edelmetall so reich geflossen ist, daß die Besitzer aus reinem Uebermut die Straßen des Landes mit Silberbarren pflasterten. Solche Schätze schlummern jetzt noch im Reiche, aber nicht ein jeder vermag den Zauber zu lösen, der sie bannt.

Ich will nicht aber nicht von meinen schwermütigen Stimmungen niederzwingen lassen. Es roht nicht in diese Welt des Kampfes.

Erde zu verheben. Sie standen und feuerten. Alle Kisten. Alle breiteten im Fallen die Arme weit aus, schlugen mit krampfhaft geballten Händen auf die Erde — im Fluchen und im Beten.

Der Abstand zwischen den Feinden wurde geringer, bald konnte der Augenblick kommen, wo sie gleich Kautobieren sich ineinander verbißten, würgten, umfrachten. Da wichen die Franzosen aus und suchten ein nahe Dorf zu gewinnen. Am Dorfeingang sammelten sie sich in wenigen eilenden Augenblicken, dann waren sie auch schon hinter den ersten Häusern verschwunden.

Durch das Hirn des deutschen Hauptmanns zuckte der Gedanke: ihr müßt sie im Lauf halten, müßt verhindern, daß sie in die Häuser dringen und sich dort einnisten. Er schwang seinen Degen, rief ein Kommando und führte die Straße entlang dem Dorfe zu. Die graue Kette schob sich zusammen und stampfte und dröhnte über die Straße.

Als der letzte Franzose kaum das zweite Haus im Dorfe hinter sich hatte, kam aus einer offenen Gartentür ein kleines Mädchen getrippelt. Es trug im Schürzchen eine kleine Kugel und wollte mit diesem Schutze quer über die Straße. Von Weibern nur sonst im Dorfe nichts zu sehen. Sie hielten sich in Ställen und in sicheren Kellern versteckt, zitterten und weinten. Die Mutter der Kleinen befand sich gewiß auch mit Eltern, Geschwister und Verwandten in solch einem Versteck. Sie alle hatten wohl nicht bemerkt, wie das Kind still dahinging, die Kugel zu holen, die es ohne Schuß mußte.

So konnte es gewesen sein. Genug, das Kind stand mit auf der Straße und sah mit großen erschauerten Augen den grauen Männern entgegen, die mit eiserner Härte daherkamten.

Die Augen der Kleinen wurden größer im erschauerten Fragen, sie wußte jedoch keinen Schritt, nur das Mädchen barg sie feier. Zwei Schritte vor dem Kinde stand der Hauptmann still, holte tief Atem, dann hob er die Kleine empor und trug sie an die Seite der Straße. Er fühlte die weichen, warmen Armechen, fühlte das leise Klopfen ihres Kinderherzens. Seine Bewegung, der warme Hauch des jungen Lebens weckte in ihm die Erinnerung. Flüchtig ließ er einen Gedanken an zu Hause vorbeistreichen. Wie er sein Kind im Garten und in der Arbeitsstube aufgehoben und geküßt hat, wenn es sich lachend und im lustigen Trotz ihm in den Weg gestellt hatte.

Datum ließ er seinen Degen, den er schon von neuem erhoben, wieder sinken, ging einen Schritt zurück und schickte dem Kinde über den blonden Krauslopf. Seine Soldaten hielten im Lauf inne, nahmen die Hand vom Abzug und ließen die Gewehre sinken. Ein Landwehmann trat herzu, fuhr sich mit dem Rockärmel über das schwächliche Gesicht und legte wie der Hauptmann seine Hand sonst und ganz auf das Kind. Die anderen standen herum und schauten zu. Aus ihren Gesichtern wichen die starren Linien, ein Lächeln glitt darüber. Durch ihre Herzen zog es wie ein heimlich Lied, sie dachten an ihre Kinder, ihre Frauen, den Frieden ihrer Arbeit. Stille war umher. Durch die Baumwipfel eilte der Wind mit leisem Singen. Jrgendwo aus der Ferne Klang der Ruf eines Vogels.

Die Franzosen hatten weiter oben in den Mauernischen, in Hauseingängen, hinter einer Gartenmauer Schutz gesucht. Mit angelegentlichem Geheiß saßen sie, wie die Deutschen im Lauf hielten, wie sie um ein Kind standen. Da ließen sie ihre Gewehre sinken, kamen aus ihren Verstecken und schauten verwundert auf die grauen Soldaten und das Kind. Sie scharten sich zusammen und schritten weiter. Sehr häufig sahen sie sich ängstlich und scheu um nach ihren Feinden.

Die Schritten jetzt an dem kleinen Mädchen vorüber. Im Marsche hielten sie die Gewehre so, als suchten sie die vor dem Kinde zu verbergen. In jedem war ein Wunsch wie ein Gebet, daß sie diese sonnige schöne Ruhe, die über sie gekommen war, behalten möchten, daß niemals die Raserei des Kampfes, der Rausch der Wut über sie kommen möchte. Sie waren traurig, wenn sie daran zurückdachten.

Da fiel ein Schuß. Einem Deutschen schlug das Blei ins Herz. Seine Kameraden saßen das Gewehr wieder krafft. Sie stürzten vor mit donnerndem Schrei. Weiter raste der Kampf.

daß er abbaufähiges Gestein dort fände, ob er sich überlegt habe, warum wohl die einstigen Besitzer die Mine hätten verfallen lassen.

„Das Wasser, das Wasser! Du weißt, die alten Leute wurden mit dem Wasser nicht fertig. Mit ihren Maultier- und Trommelpumpen — Gott habe sie selig! — konnten sie nicht viel schaffen! Das Wasser hat sie alle vom Silber fortgetrieben; aber uns soll das weiter keine Schwierigkeiten machen,“ meinte Stuart begeistert.

„Vielleicht sind sie aber doch nicht wegen des Wassers, sondern nur deshalb fortgezogen, weil sie kein Erz mehr fanden,“ wandte ich beharrlich ein.

„Wir haben alles vorbedacht! Wir haben in Coctlan und Cujtlan und an mehreren anderen Stellen herumgehört und manchen alten Gesellen ausgefragt, der sich gewisser Dinge noch von seinem Vater her erinnert; und man hat uns überall bestätigt, daß die von uns entdeckte Grube noch voller Erze ist, tief unter den Wassern, die so reichlich dort zusammenfließen, daß nicht hundert Maultiere sie herauszubringen vermöchten. Aber wir haben gottlob bessere Mittel zur Verfügung, als die ehrenwerten, aber ahnungslosen Dons, die vor uns dort hausten!“

Stuart blickt als echter Amerikaner mit unfäglichem Mitleid auf alle anderen Nationen hernieder; die meritanischen Kastilianer verachtet er aber geradezu.

„Außerdem haben wir eine wertvolle Akquisition gemacht. Einer unserer wackeren Auskundsgeber, ein uraltes Halbblut, Lobar heißt der Kerl, hat in der Grube „Maria Carmen“ vor sechzig Jahren als Pferdejeuge gearbeitet, und er behauptet, er wüßte noch ganz genau, wie es im Berge aussieht, wo die Erzschichten liegen und wie sie sich hinziehen. Natürlich ist der alte Knabe gern bereit, in unsern Dienst zu treten.“

„Wenn ihm seine Phantasie nur keinen Streich spielt!“ „So erfinderisch ist dieses Volk nicht, um derartig folgerichtig zu dichten, wie seine Berichte lauten. Ich bin meiner Sache ganz sicher, und ich glaube, wir werden unser Glück dort machen.“

„Dann herzlichsten Glückwunsch, John!“ „Gratuliere Dir ruhig selbst,“ entgegnete Stuart lachend; „Du beteiligst Dich natürlich an unserer Mine!“

„Selbstverständlich! Wir bilden eine Gesellschaft, denn zunächst müssen wir Geld schaffen. Du weißt, wie es mit mir steht, und dem Alten in New York darf ich nicht mit einer Anleihe kommen; der will nicht eher wieder etwas mit mir zu tun haben, als bis ich „aus eigener Kraft“ die Million voll habe. Ward allerdings hat Geld; aber auch nicht viel; es wird gerade langen, um dem halbblütigen Roglamm die Vertinencias zu bezahlen, nebst den Notariatskosten, die auch nicht gering sind; denn gewöhnlich haben diese verdammten Salunken das Land ja gestohlen und besitzen sicher keine verbrieften Ansprüche. Da muß man sich durch recht komplizierte Aktienstücke sicherstellen. Aber dann ist Ward mit seinem Gelde auch zu Ende. Er ist bereits auf dem Wege in die Staaten, um einen Bekannten in Texas zu besuchen, der sich für solche Unternehmen interessiert. Ward ist ganz sicher, daß er mitmacht. Nun möchte ich auch Dich dabei haben!“ (Fortf. folgt.)

Zwei Tage später schrieb der Hauptmann an sein Weib: „Die todspeienden Geheire, der Geldennut, die Kraft der Franzosen haben uns nicht aufgehoben, aber ein unschuldiges Kind. Ich glaube, wenn sich die Menschen die Unschuld und die Reinheit in Vertrauen bewahren könnten, die in unseren Kindern lebt, dann wären wir wohl alle am besten geschützt.“

Kleines Feuilleton.

Himmelfahrt.

Kein Festtag in deutschen Landen außer dem Pfingstfest ist so zu einem Symbol des Blühens und Gedeihens, der zu voller Frühlingspracht wiedererstandenen Natur geworden, wie der Himmelfahrtstag. Gibt uns doch das Osterfest, das oft genug noch zwischen Winter und Frühling steht, nur eine Verbeugung bevorstehenden neuen Blühens, und andere, allgemeine Feiertage fallen nicht in die sommerliche Jahreszeit. In früheren Zeiten ging in Norddeutschland dem Himmelfahrtfest freilich noch der preussische Bußtag voran; aber seitdem dieser Tag in den Spätherbst verlegt worden ist, nimmt Himmelfahrt allein die Stelle des dem Pfingstfest vorangehenden Frühlingsfeiertages ein, eines Tages, dessen Namen denn auch alljährlich mit Freude erwartet wird. Himmelfahrt ist der Tag der Ausflüge und Landpartien; so hängt sein mehr oder weniger erfreulicher Verlauf denn auch besonders vom Wetter ab, und in dieser Hinsicht genießt der Himmelfahrtstag nicht gerade den besten Ruf. Man sagt ihm nach, er sei besonders gern von Regenfällen heimgesucht; aber das ist natürlich ein Besinnismus, der nicht angebracht ist und dem jede ernsthafte Begründung abgeht.

Himmelfahrt gehört zu den beweglichen Festen der christlichen Kirche, da es sich nach dem Oftertermin richtet. Das Fest fällt auf den 40. Tag nach Ostern, also auf den Donnerstag der sechsten Woche nach dem Ofterfest. Inzwischen gab es in der ältesten Christenheit auch einige abweichende Berechnungen. Den beiden ersten Jahrhunderten der Christenheit war ein selbständiges Himmelfahrtfest noch unbekannt; zur Zeit des afrikanischen Kirchenvaters Tertullianus wurde die Erinnerung an Himmelfahrt noch zu Pfingsten mitbegangen. Das erste sichere Zeugnis für die Feier im Abendlande ist der Canon 48 der Synode von Elvira vom Jahre 306. Er tritt nämlich dem Brauche entgegen, Pfingsten am Himmelfahrtstage zu feiern, und fordert unbedingt ein eigenes Pfingstfest. Man ersieht daraus, wie sich im vierten Jahrhundert die Bedeutung des Himmelfahrtstages gehoben hatte. In den späteren Jahrhunderten des vierten Jahrhunderts beging man das Fest in den Großstädten des Ostens außerhalb der Stadimauern unter Beteiligung der gesamten Bevölkerung mit einer glänzenden Prozession. Am großartigsten wurde der Tag in Jerusalem begangen. Zahlreiche Pilgerscharen strömten alljährlich zu der heiligen Stätte, auf dem Delberge zeigte man damals die Fußspuren, die Christus im Augenblick seiner Ausfahrt zum Himmel zurückgelassen haben sollte. Zur Erinnerung pflegte man ein Stückchen des geweihten Bodens mit nach Hause zu nehmen. Die fromme Kaiserin Helena errichtete über der Stelle der Himmelfahrt eine prächtige Basilika, deren Inneres am Festtage von unzähligen Kerzen erhellt war. Auch im Abendlande behauptete das Himmelfahrtfest seine hohe Bedeutung. Die große Prozession war auch in Europa das Hauptstück des Festes; nach der gewöhnlichen Deutung sollte sie den Gang Christi mit seinen Jüngern zum Delberge versinnbildlichen. Während des Mittelalters schloßen sich in die Himmelfahrtszeremonien allerlei pöffenartige Gebräuche ein. In Venedig beging man bis zum Jahre 1707 an diesem Tage das Fest der Vermählung des Dogen mit dem Adriatischen Meere und damit den Anfang der berühmten Messe, mit der eine Art Carneval verbunden war. Auch die evangelische Kirche hatte von Anfang an den Himmelfahrtstag als ganzen Feiertag übernommen; Friedrich II. schaffte ihn 1773 in Preußen ab; der Festtag wurde aber im Jahre 1798 wieder eingeführt.

Die Neutralen.

In der von der Deutschen Verlagsanstalt herausgegebenen „Deutschen Revue“ stellt der Oberkonsistorialpräsident Friedrich Curtius Betrachtungen über die Psychologie der Neutralen an und kommt dabei zu folgenden Ergebnissen:

Die Neutralen im Weltkriege sind eher zu beklagen, als glücklich zu preisen. Entweder sind sie nur rechtlich unteilhaft, haben aber in ihrem Gefühl und in ihrer Bestimmung für einen der kriegführenden Teile Partei genommen; dann muß es ihr Gemüt belasten, für diese Sache nicht offen eintreten und ihre ganze Kraft einsetzen zu können. Oder sie erfassen die Neutralität als ein positives politisches Ideal; dann ist die ethische Auseinandersetzung mit den dunkeln Fragen nach Recht und Unrecht des Kriegs und der Kriegführung ein quälendes und hoffnungsloses Problem, und im Blick auf die Zukunft zeigt sich die Hilflosigkeit und Undurchführbarkeit dessen, was man als sittliches Gebot zu erkennen glaubte.

Wenn der Weltkrieg noch lange dauern sollte, so würde vermutlich die Neutralität als solche Bankrott machen. Die wirtschaftlichen Schäden des Kriegs lasten auf den Neutralen ebenso wie auf den kriegführenden Nationen. Sie ertragen sich aber viel schwerer, wenn man von dem Ausgang des Krieges nichts zu hoffen hat, wenn man in seiner Passivität fortgesetzt Opfer bringen muß, ohne zu wissen, wofür. Es würde dann schließlich ein Zustand der Verzweiflung eintreten, in dem man zu allem bereit wäre, nur um einmal ein Ende des unheilvollen Zustandes zu sehen. Wir hoffen, daß dieser äußerste Fall nicht eintreten, vielmehr die Entscheidung des Kampfes früh genug erfolgen wird, um den Neutralen das Beharren in ihrer Haltung zu gestatten. Daß dies geschehe, ist ein allgemeines Interesse der Menschheit. Denn in diesem Zusammenleben der Kulturvölker haben die Neutralen ihre eigene Mission. Gerade deshalb, weil sie nur die Leiden des Kriegs mitmachen, seine begeisternden und erhebenden Kräfte nicht spüren, sind sie notwendigerweise Gegner des Kriegs, die providentiellen Vertreter der Friedensidee, der internationalen Verständigung, der Entwicklung und Befestigung des Völkerrechts. Sie können bei und nach dem Friedensschlusse, wenn sie sich vereinigen und geschlossen und planmäßig vorgehen, eine bedeutende Wirkung ausüben. Es wird größtenteils an ihrer Weisheit und Festigkeit liegen, ob es gelingt, die tiefen Schädigungen der Humanität und der internationalen Gemeinschaft, welche der Weltkrieg hervorgerufen hat, in absehbarer Zeit zu überwinden.

Die Kriegsarbeit am Deutschen Wörterbuch.

Das Riesenvorhaben des Deutschen Wörterbuches der Brüder Grimm, an dem jetzt im dritten Renaissancealter gearbeitet wird — es erscheint seit 1832 — ist von dem Kriege nicht unberührt geblieben. Manche aus der großen Zahl der Mitarbeiter sind zu den Fahnen einberufen, die Tätigkeit der „Zettelzentrale“ in Göttingen ist eingeschränkt, mit den für das Werk verfügbaren Mitteln muß jetzt sehr häuslich umgegangen werden; so daß die Vollendung noch in eine ziemlich ferne Zukunft hinausgeschoben erscheint. Wie Prof. Ernst Friedel mitgeteilt hat, ist nach einer Auslösung des Reichsanwesens des Innern der letzte Stand der „leider überaus langsamen“ Fortsetzung folgender: Die wissenschaftliche Leitung und Aufsicht liegt in den Händen der Deutschen Kommission der preussischen Akademie der Wissenschaften; diese Kommission wieder hat eine Zentrale in Göttingen eingerichtet, die, außer durch einzelne Gelehrte, an den Universitäten Berlin, Bonn, Breslau, Göttingen, Heidelberg, Königsberg, Leipzig, Marburg, München und Strassburg Unterstützung findet. Beteiligt waren vor dem Kriege 165 Exzerptoren, die etwa 1000 Bände zur Durcharbeitung übernommen hatten und von denen bereits rund 100 000 Zettel eingelaufen waren. Im Durchschnitt wurden wöchentlich 5000 bis 6000 Zettel geliefert, eine Zahl, die jetzt auch nicht annähernd erreicht werden kann. Die Kontrolle und Einordnung dieser Materialien ist natürlich eine Riesearbeit; doch „verbürgt die sorgfältig vorbereitete Organisation der Sammelarbeit einen regelmäßigen Fortschritt“.

Dr. Alfred Göde in Freiburg i. Br. hat den ersten Teil des Buchstaben B in Arbeit, der Bremer Stadtbibliothekar Dr. Heidendorf die eine Hälfte von J und Dr. Dollmahr in Wien den Anfang von U. Wenn nach dem Kriege die Arbeit wieder intensiver aufgenommen werden kann, dürfte es vielleicht möglich sein, im kommenden Jahrzehnt das monumentale Werk abzuschließen, dem keine andere Nation für ihre Sprache etwas Ähnliches an die Seite stellen kann.

Fachschulen und Kriegsinvalidenfürsorge.

Der Freiburger Disauschuß für Kriegsinvalidenfürsorge hat sein Unterrichtsprogramm für verwundete Soldaten in wesentlicher und bemerkenswerter Weise erweitert, indem er auch die Fachschulen in den Dienst seiner Sache stellt. In der „Medizinischen Reform“ äußert sich Herr Dr. J. Kemp hierüber. Die Absicht, auch die gewerblichen Fachschulen den Fürsorgebestrebungen dienstbar zu machen, ist besonders vom Standpunkt des Orthopäden zu begrüßen, denn der Fachschulunterricht ist als willkommene Ergänzung der orthopädischen Nachbehandlung anzusehen. Die Ziele dieser erstreckten sich im wesentlichen auf eine Wiederbelebung der Nervenbahnen, auf die Bekämpfung der Versteifung, welche die Gelenke befallen hat, und auf eine Kräftigung der geschwächten Muskulatur. Allein auch die zweckmäßigste Anwendung aller medicamentösen Apparate vermittelt im allgemeinen immer nur die Wiedererlangung der einfachen Grundformen der Bewegungsmöglichkeit, die Betätigung im Handwerk selbst verlangt eine Koordination dieser Grundformen, deren zweckmäßigste Zusammenfügung den Begriff der technischen Geschicklichkeit ausmacht. Wird dem Schloffer, dem Schreiner, dem Mechaniker noch während seiner Genesung Gelegenheit geboten, sich neben der orthopädischen Nachbehandlung in seinem Fach abend zu betätigen, so wird er sich nach seiner Entlassung viel schneller wieder in seinen handwerksmäßigen Aufgaben zurechtfinden und seine volle Leistungsfähigkeit zurückgewinnen. Es kommt hinzu, daß die Hemmungen oft nicht nur mechanischer Art sind, sondern häufig psychologische, die mehr in der Vorstellung, als in der Wirklichkeit begründet sind. Hier wird die Gelegenheit mit Hilfe der Unterweisung eines tüchtigen Fachgenossen sich im bisherigen Berufe zu betätigen, bald die Zwangsvorstellung des „Nicht-mehr-könnens“ bannen. Dazu kommt noch, daß gerade bestimmte Fähigkeiten, z. B. Hobeln, bestimmte Muskelgruppen besonders beanspruchen, die hier dann auch am schnellsten gekräftigt werden. Die Ausbarmachung der ohnedies jetzt vielfach brachliegenden Fachschulen ist daher als dankenswerter Bemühen zu begrüßen, dessen Nachahmung nur empfohlen werden kann.

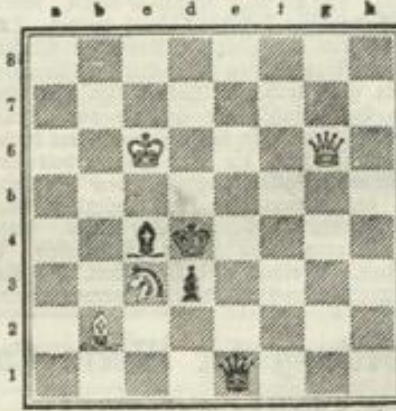
Notizen.

— Theaterchronik. Im Friedrich Wilhelmstädtischen Theater wird die Sommerpielzeit am kommenden Sonntag 8 1/2 Uhr mit dem dreitägigen Schwank „Die Leutnants!“ von Kurt Kraay eröffnet.

— Vorträge. Im Monistenbund spricht Freitag, den 14. d. M., abends 9 Uhr, im Rollendorfs Hof, Philostr. 2, Manasse über: „Die Bewertung des Lebens als Gradmesser der Kultur.“ — Um den Verdunten zu zeigen, wie weit sie es trotz Verluste der wichtigsten Glieder bringen können, wird der ungarische Graf Jich am Sonntag, den 15. Mai d. J., abends 8 Uhr, im großen Sitzungssaal des Herrenhauses einen Vortrag halten, wie es ihm, der einst in den Jugendjahren durch einen Unglücksfall bei der Jagd den rechten Arm verloren hat, mittels unbegrenzter Energie gelungen ist, den verlorenen Arm im praktischen Leben entbehrlich zu machen. Der Vortrag ist in erster Linie für unsere Verwundeten bestimmt und ihnen frei zugänglich.

Schach.

S. 203 d.



Das obige Problem ist eigentlich so leicht, daß es nur vom weltbekanntesten Namen des Komponisten gedeckt wird. Trotzdem werden manche noch was zu lösen haben. Man findet übrigens eine Andeutung zur Lösung im 5. Zuge von Weiß der nachstehenden Partie.

Das Gest Nr. 1—4 der „Wiener Schachzeitung“ ist erschienen und bringt folgende Namen bekannter Meister, die unter den Waffen stehen: Tartakower, Spielmann, Leonhardt, Snosborowski, Freimann, Zenner, Sterl, Walla, Fergacz, Promabla, Treibal.

Nachstehende Partie aus einem Simultanpiel in Buenos Aires im Februar 1915 entbehrt nicht eines gewissen theoretischen Interesses.

Russisch.	
1. Capablanca.	F. Almiraz.
1. e2—e4	e7—e5
2. Sg1—f3	Sg6—f6
3. Sf3×e5	Sf6×e4?
Richtig ist 3. ... d6; 4. Sf3, S×e4; 5. Sc3! usw. Weiß steht auch dann etwas besser, weshalb die „Russische Eröffnung“ überhaupt wenig empfehlenswert ist.	
4. Dd1—e2	Dd8—e7
5. D×e2×e4	d7—d6
6. d2—d4	f7—f6?
Etwas besser ist immerhin: 6. ... Sd7!; 7. Sc3, d×e5; 8. Sd5, Sf6 usw.	
7. Sb1—c3!	...
Dieser Zug von Stein ist bedeutend besser als die hier übliche Fortsetzung: 7. f4, Sd7!; 8. Sc3 (Le2) 8. ... f×e5!; 9. Sd5, Sf6; 10. S×S7, g×f6; 11. Lb5?, e6; 12. L×c6?, b×c6; 13. D×c6!, K7; 14. D×T, Lb7; 15. D×a7, e6?; 16. Kf2, Tg8; 17. Tg1, De4; 18. g3, D×c2! usw. Eher zugunsten von Schwarz.	
7. ...	d6×e5
8. Sc3—d5	De7—d6
9. d4×e5	f6×e5
10. Lf1—c4	e7—e6
Eder 10. ... Sd7; 11. 0—0—0, Le7; 12. Le4! (v. Bardleben); 12. ... e×f4; 13. Th1 usw.	
11. 0—0—0	e6×d5
12. Td1×d5?	Dd6—g6
13. Td5×e5?	Ke8—d8
14. De4—d5?	Le8—d7
Auf Ld6 folgt Tg5. Oder 14. ... Sd7; 15. Lg5!; Ke7; 16. Te6 und Damengewinn.	
15. Dd5×b7	Ld7—e6
Es drohte Lg5!, was auf den Textzug wegen D×L7 nicht gesehen darf.	
16. Te6—d5?	...
Elegant war auch Te8!	
16. ...	Le6×d5
Auf 16. ... Sd7 konnte folgen: 17. T×S7, Ke8; 18. Lb5!, L×D; 19. T×L7, Ke8; 20. Td1+ und gewinnt.	
17. Db7—c7?	Kd8—e8
18. Lf1—b5?	Sb8—c6
19. Th1—e1?	Le6—e4
20. Lb5×c6?	Dg6×e6
21. Dc7×c6?	Ke8—f7
22. Te1×e4	Aufgegeben.
Briefkasten. (O. S. Stuttgart.) Ihre Bemerkung zur Partie Spielmann-Sep ist richtig. Nach: 1. e4, e5; 2. f4, e3; 3. Sg3, Le7; 4. Le4, Lh4!; 5. e3, fg; 6. 0—0, g4!; 7. Khl, d5; 8. L×d5, Sf6; 9. Sc3, S×L; 10. S×S, e6; 11. S×L, e×d5; 12. Dh5, De7; 13. d3, 0—0; 14. Lg5, De6; 15. Sf5! war g6? wegen Dh6 nicht angängig und auf Sd7? gewann Weiß mit Sd7? nebst e6. Der richtige Zug war demnach wohl 15. ... f7—f6, wie Sie angeben.	